FRANCKESCHE STIFTUNGEN

DFG

7. Sekundärliteratur

Jahrbuch der alten Lateiner : Schola Latina.

Halle (Saale)

3 Jahre Höheres Lehrerinnenseminar der Franckeschen Stiftungen vor 60 Jahren

Nutzungsbedingungen
Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.
Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.
Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use
All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.
Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.
For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Visual Library

Richard Herold, dessen Name „Tapsch" uns ein munteres Lächeln abnötigte. Eines Morgens mit 110 km ins Lehrerzimmer brausend, legte er uns sein neuestes Thema in der Untersekunda vor: „Luftschiff oder Flugzeug?" fragend, was wir dazu meinten. Schweigen. Bis aus einer Ecke einer fragte: „Ja, wissen Sie denn das selbst, Herr Kollege?" 1911!

Da sehe ich noch in seinem grünen Rock den wilden Jägersmann „Papa" Frese, der immer etwas Waldluft ins Lehrerzimmer mitbrachte, unsern Professor Stade, der, ein rechter Turnvater, von uns allen geschätzt wurde, wie viele möchte man noch nennen, die heute zu den Toten entboten sind. So Dewerceny, den „Depper". Vor allen aber den damaligen Oberlehrer Dr. Johannes Möller. Weltweit aufgeschlossen, ein sehr tüchtiger Altphilologe und Lehrer, verkörperte er für uns schon in seinem Äußeren etwas vom jungen Goethe. Er schien uns, bei oder gerade wegen seiner persönlichen Zurückhaltung, immer über den Dingen des Tages zu stehen. Bei keinem jüngeren Kollegen habe ich eine so große und ausgewählte Bibliothek gesehen.

Im späteren Leben, als er Oberschulrat in Hannover war, sind wir uns wieder begegnet. Die Ungunst der politischen Entwicklung ließ ihn nicht an die Stelle gelangen, an die er gehört hätte.

So ist denn, vielleicht zur Unlust manches Lesers, eine lange Reihe von Gestalten aus Lethes Flut emporgetaucht. Sie hängen aber irgendwie in der Erinnerung zusammen und bilden für mich doch eine Einheit: das Kollegium der Latina vor fast 50 Jahren!

Mein Hallenser Jahr neigte sich nun seinem Ende zu. Die Erwartungen, mit denen ich an die Latina gekommen war, hatten sich über Verhoffen erfüllt. Beruflich und vor allem menschlich, hätte ich es nicht besser treffen können. Um so überraschter war ich, als, dieses Mal gegen die Tradition, für den Scheidenden ein Abschiedsabend im Weinhaus „Grün" veranstaltet und mir als Scheidegruß und Andenken eine schöne Bowle überreicht wurde mit der Gravur: „Zum Abschied das Kollegium der Latina".—

Sie hat mich bis zum bittren Ende 1943 auf meinem Lebensweg begleitet: Manet fides scholae Latinae.

3 Jahre Höheres Lehrerinnenseminar der Franckeschen Stiftungen vor 60 Jahren

Von Stud. Rätin i. R. Emy Pischel, geb. Keltsch, Berlin

Zuerst möchte ich es dankbar begrüßen, daß man mir in der Schola Latina einige Seiten gewährt hat, um Erinnerungen über das Lehrerinnenseminar der Franckeschen Stiftungen zu berichten. Denn wenn ich auch nicht zu den ehemaligen Lateinern gehörte, so fühle ich mich ihnen irgendwie ver-

bunden, sei es einmal die gleiche Bühne dort verbrachter Ausbildungszeit und der allen mehr oder weniger aufgeprägte Geist der Anstalten August Hermann Franckes.

Wie ich dorthin kam? Es war 1898, ich war Schülerin der 10. Klasse der Höheren Töchterschule in Jena und es entstand nun die Frage, was nach Abschluß der Schulzeit aus mir werden sollte. Die Ausbildungsmöglichkeiten für Mädchen waren gering, noch gab es keine den Knaben entsprechende höheren Schulen, es gab keine Möglichkeit, das Abitur zu machen, keine Universität nahm Frauen auf. Für geistig weiterstrebende Mädchen gab es außer sozialen und künstlerischen nur die Möglichkeit, Lehrerin zu werden, und ich wollte auf alle Fälle weiter, so weit wie nur irgend möglich kommen. Meine Mutter, sehr früh Witwe geworden, hatte als Ausbildungsziel für mich das Lehrerinnenseminar in Droyßig in Aussicht genommen, das preußischen Beamtentöchtern Bevorzugungen und sogar Freiplätze bot. Es war ein Internat, Aufnahme aber konnte erst Ostern nach dem vollendeten 17. Lebensjahr erfolgen. Ich hätte erst Ostern 1900 dort eintreten können. Was sollte ich in den fast anderthalb Jahren beginnen? So kam das Lehrerinnenseminar der Franckeschen Stiftungen mit den Herbstkursen in Frage, das außer Droyßig eines der vier besten preußischen Seminare war. Ich konnte also 1898 im September eintreten, wenige Wochen nach meinem 16. Geburtstag und würde 1901 fertig sein. Da Halle kein Internat hatte, beschloß meine Mutter die Umsiedlung nach Halle. Im September nun sehe ich mich plötzlich in den Franckeschen Stiftungen vor einem breiten grauen Gebäude, an dem bekannten schwarzen Weg in der Wohnung des damaligen Direktors Professor Dr. Gaudig. Meine Mutter stellte außer mir noch eine Kameradin aus Jena vor, die sie in Pension genommen hatte. Von der Unterhaltung weiß ich nichts mehr, erinnere mich nur eines Wortes von Gaudig: „Unsere Damen müssen einen Puff vertragen können." Püffe interessierten mich nicht weiter, aber Damen? So waren wir bisher nur in der Gymnasiastentanzstunde genannt worden. Wie gut, daß ich gerade noch vorher meinen schwarzen Lockenwust zu einem Knoten gebändigt hatte.

In den folgenden Tagen fand in dem Gebäude der Höheren Mädchenschule die Aufnahmeprüfung statt. Sie begann mit dem deutschen Aufsatz unter Leitung von Oberlehrer Poppe und dem Thema „Wann tönt die Glocke?" Wahrscheinlich stolperte ich in einer momentanen gewissen Enge des Bewußtseins über diese Formulierung. Ich grübelte, drehte den Federhalter hin und her und grübelte, bis meine Klassenkameradin aus Jena mir nur das Wort „Schiller" zuflüsterte. Nun war alles klar. In den nächsten Tagen wurde in Englisch und Französisch geprüft, man schrieb Extemporalia, recht gespickte, mußte ein Stück Text lesen und übersetzen und die diesbezüglichen grammatischen Fragen beantworten. In deutscher Literatur hatte ich Glück, sollte über Goethe und Sesenheim sprechen, worüber ich gerade in den letzten Wochen in Jena einen Vortrag gehalten hatte, mit dessen fließender Wiederholung ich hier nun brillierte.

Wir waren 32 Prüflinge, wenige aus Halle selbst, die übrigen aus allen Provinzen Preußens. Alle „Damen" hatten bestanden, einige wurden zunächst nur als Hospitantinnen zugelassen. Beim Bau der Höheren Mädchenschule 1896 hatte man nicht mit einer so schnellen Entwicklung gerechnet; denn es konnten außer den zehn Jahrgängen der Mädchenschule nur noch zwei Klassen des Seminars dort untergebracht werden. Seminar III mußte sich also üblicherweise mit der sogenannten „Villa" begnügen. In dem Heft Schola Latina 1958 ist ein Linolschnitt zu sehen. Es war ein altes gelbes Gebäude, noch aus der Zeit des Gründers und lag an der rechten Seite des schwarzen Weges gegenüber dem Pädagogium, an der Ecke des Weges zum Feldgarten. Die Villa war einmal die Sommerwohnung des Kanzlers A. H. Niemeyer und durch einen gedeckten Übergang mit dem I. Stock des Pädchens verbunden, wie man auf alten Stichen der Franckeschen Stiftungen sehen kann.

Eine schmale Tür öffnete sich in einen engen niedrigen Vorraum, von dem aus eine immer verschlossene Hintertür in den Plantagengarten geführt hatte. Sie war wie die Räume des Erdgeschosses stets verschlossen. Vielleicht waren es die Geräteräume eines Gärtnerhauses gewesen. Eine Art besserer Hühnerstiege führte in das einzige Obergeschoß. Vom Treppenhaus bröckelte der Kalk und legte die Holzbalken und ihre Füllungen aus einem Gemisch von Lehm und Stroh frei. Das einzige Stockwerk bestand aus drei hintereinanderliegenden, sehr bescheidenen Räumen, deren erster als Garderobe und Aufenthaltsraum für Freizeiten diente. Der dritte, größte Raum diente dem Unterricht. Seine Fenster gingen an der Frontseite nach Norden und westlich in den Vorgarten der Mädchenschule. Eine Reihe von Tafeln mit Stühlen dahinter füllten den Raum. Rechts der Tür war das Katheder, links ein primitiver Ofen, den wir, so glaube ich, ab und zu selber bedienten. Es war der primitivste Klassenraum, den ich mir je hätte vorstellen können. Aber wir waren mit ihm zufrieden und fühlten uns sehr als stolze Seminaristinnen.

Wir hatten nun Plätze in der Villa bezogen, machten gegenseitig Bekanntschaft, benahmen uns untereinander wie fremde Damen, indem wir uns mit Sie anredeten, aber auch wie Pennäler, die sich mit dem Nachnamen ansprechen. In den ersten Tagen stürmten wir die Waisenhausbuchhandlung im Hauptbau, um Bücher und sonstigen Bedarf einzukaufen. Dabei lernten wir den ganzen großen Bezirk der Stiftungen kennen. Wir führten gewissermaßen ein Nomadendasein; denn in den verschiedenen Pausen zogen wir zu den Futterkrippen der schönen Mädchenschule, in die Aula zu den wöchentlichen Andachten, zum fabelhaften, amphitheatralisch aufgebauten Physiksaal, zum Turnen in die große Turnhalle des Feldgartens. Während der Pausen spazierten wir mit den andern Seminarklassen auf dem schwarzen Weg. Der Hauptteil des Unterrichts jedoch fand in der Villa statt. Die Schülerinnen nahmen mit Ausnahme derer, die nur ein Examen für Volksschulen ablegen wollten und an Englisch und Französisch nicht teilnahmen, im übrigen an allen Fächern teil. Die stärksten Erinnerungen

blieben mir aus dem ersten Jahr. Die Klassenlehrerin von Seminar III war Fräulein Gertrud Eckersberg, sie erteilte Religionsunterricht, der damals ein Hauptfach war; denn es war die Zeit der geistlichen Aufsicht über die Schulen.

Im ersten Jahre wurde ausführlich das Alte Testament behandelt. Eine genaueste Kenntnis des jüdischen Kultus, der jüdischen Geschichte, der Psalmen und Spruchweisheiten wurde uns übermittelt und blieb schier unvergeßlich. In der Klassenzeitung spielte das „Heben und Weben" bei bestimmten Opfern, die Feste und Jubeljahre und Asael eine große Rolle. Hebräisch lernten wir nicht, aber ansonsten, glaube ich, daß heute in den jüdischen Schulen nicht mehr verlangt werden könnte.

In den Sprachen wurde die Kenntnis auf der Basis der eben erschienenen Viëtorschen Phonetik betrieben. Es wurde nicht nur phonetisch gelesen, sondern nach Diktat auch phonetisch geschrieben und ganze Passagen wurden nach phonetischen Texten auswendig gelernt. Das Standardobjekt im Französischen war le bon samaritain. Der fremdsprachliche Literatur- und Geschichtsunterricht wurde in der entsprechenden Sprache übermittelt und mußte von uns ebenso wiedergegeben werden. Neben Dictées und Extemporalen gab es auch regelmäßige Aufsätze in der Fremdsprache. Der Larousse erschien damals in der allerersten, sehr dünnen Ausgabe. In Deutsch bildete die althochdeutsche Literatur bis zum Mittelalter den Unterrichts- und Lesestoff. Aufsätze schrieb man jährlich 10, davon die Mehrzahl Klassenarbeiten.

Hervorragend war vor allem der naturwissenschaftliche Unterricht von Dr. Smalian. Noch sehe ich ihn deutlich vor mir an dem Laborationstisch stehen, ein kleiner, unglücklicher Körper mit einem sehr klugen, interessanten Kopf. Da ich aus der Stadt des noch lebenden Haeckel kam, interessierte mich ganz besonders die Vertiefung der Abstammungs- und Entwicklungslehre, der Kampf ums Dasein, die Zuchtwahl und die biologische Behandlung aller naturwissenschaftlichen Stoffe. Smalian war ein Freund und Mitarbeiter von Ludwig Schmeil, dessen Lehrbücher von jener Zeit an Standardbücher fast jeder Schule wurden. Absolut neu war damals die Vererbungslehre von Mendel. Im Gegensatz zu diesem hohen Niveau stand der Geschichtsunterricht des Seminars III. Er sollte sich mit dem Altertum befassen. Der Lehrer namens Voigt aber schien, statt unser Wissen von den alten Griechen und Römern zu erweitern, vielmehr Freude an der Hallischen Gegenwart zu haben. Jedenfalls verging kaum eine Stunde, ohne daß er über die Sozialdemokratie zu Felde zog und Betrachtungen über die Bevölkerung Halles anstellte, die er in Hallenser, Halloren und Halunken einteilte, zu denen als besondere Kategorie die „Lattcher" kamen. Bei einer der Schlußstunden des Jahres in Gegenwart unseres Direktors schlossen wir mitsamt dem Lehrer Voigt bedenklich „unwissentlich" ab. Herr Voigt wurde durch Oberlehrer Brandt ersetzt (die Bezeichnung Studienrat gab es noch Jahrzehnte lang nicht). Herr Voigt blieb unser Lehrer für Gesang und Geigenspiel.

Die Pädagogik war eigentlich das wichtigste Fach für ein Seminar. Der dafür ersehene Experte war der Inspektor Trebst von den Bürgerschulen des Waisenhauses. Sein Unterricht war einfach unmöglich. Die Stunde begann mit der wortwörtlichen Wiederholung unsererseits vom Lehrstoff der vergangenen Stunde. Dann folgte ein ausführlicher Vortrag des neuen Kapitels durch Trebst, ungefähr wieder wortwörtlich nach dem Lehrbuch und schließlich mußten wir alle nach seiner Angabe die wichtigsten Stellen darin unterstreichen, die aber im Buch schon gesperrt gedruckt waren. Jede neue Stunde verlief nach derselben Tour. Dabei saß er — mir ist so, als trug er eine Perücke — die ganze Stunde wie ein pädagogischer Zeus auf dem Katheder. Wahrscheinlich regte sich im Unterbewußtsein ein schüchterner pädagogischer Versuch, den immer gleichgestellten Stundenverlauf einmal zu unterbrechen. Ich fragte, aber tatsächlich aus echter Wissensbegier, ob in den Schulen auch Gesetzeskunde getrieben würde. Ach, was hatte ich angerichtet. — Er wurde erregt: „Gesetzeskunde! Ganz und gar unnötig! Jeder anständige Mensch weiß allein, was er zu tun und zu lassen hat." Ich wagte noch, entschuldigend zu sagen, daß die Unkenntnis eines Gesetzes ja nicht vor Strafe schütze. Nun war es aus. Er wurde zornig. Mein Verhalten begründete er mit der Bemerkung, solche Ansichten könnten auch nur aus den Raubstaaten kommen. Damit meinte er die kleinen thüringischen Fürstentümer. Wahrscheinlich empfand er die harmlose Frage eines eben 16jährigen Mädchens als einen Angriff gegen seine geheiligte und geschützte pädagogische Majestät.

Ich verließ meinen Platz in seinem Unterricht von der ersten Reihe und zog mich in die letzte zurück, wo ich mich jeder Äußerung enthielt und mich mit meinen Gedanken anderweitig beschäftigte. (15 Jahre später aber unterrichtete ich in Staats- und Bürgerkunde in einem Seminar für Gartenbaulehrerinnen.)

Ganz komisch aber kommt mir heute die Turnstunde vor. Ein Fräulein Lange hielt sie ab. Die Stunde begann mit Gangarten im Kreis: Wiegegang, Nachstellgang, Storchschritt, gewöhnlicher Lauf mit Schrittbetonung zu verschiedenen Zeiten. Unser Dress bestand als langärmeligen Blusen und weiten Pumphosen aus blauem Wollstoff, Strümpfen und Turnschuhen. Wir machten Freiübungen, turnten am Reck, balancierten auf den Schwebestangen und schwebten wie Engel am Rundlauf und schwangen bis zur Decke an den Ringen. Turnen im Freien fand nicht statt. Sport gab es überhaupt nicht, nicht einmal Schwimmen. Auch die Handarbeitsprüfung sollten wir machen, nähten im Laufe von drei Jahren, obgleich ich meine Puppenkleider auf der Nähmaschine genäht hatte, ein altmodisches Männerhemd, ein Frauenhemd à la mode 1800, nachdem wir ein Tuch mit Stopf- und Flickmustern, ein Sticktuch für Blattstich und ein Nähtuch mit allen Schikanen damaliger Handnähkunst geübt hatten.

So war die Ausbildung eine außerordentlich vielseitige. Das hing mit dem ganzen damaligen Schulsystem zusammen. Es gab außer den Oberlehrern mit Fachstudium für Frauen eben noch keine Möglichkeit, sich auf

besondere Fächer zu spezialisieren. Erst 1908 wurden die Universitäten in Deutschland den Frauen geöffnet, und 1929 gab es die ersten Frauenoberschulen mit Abitur. Eine Lehrerin mußte damals in allen Fächern unterrichten können.

Noch habe ich nicht die wichtigste und verehrteste Persönlichkeit erwähnt: unseren Direktor Hugo Gaudig. Er war einer der größten, vielleicht sogar der größte Pädagoge des 19. Jahrhunderts, der Verfasser von einer Reihe pädagogischer und didaktischer Werke. Seit 1896 war er Direktor des Lehrerinnenseminars und der Höheren Mädchenschule. Gaudig eignete sich wie selten ein Direktor zur Führung junger Mädchen, in einer Zeit, da die Frauenrechtlerinnen ihren letzten Kampf um die Frauenbewegung führte. (1894 war der erste deutsche Frauenbund gegründet worden.)

Von seiner Frau sagte er: „Sie braucht nicht kochen zu können, aber sie muß imstande sein, Kant mit mir zu lesen." Ihm verdanken wir vor allem die Erziehung zur selbständigen Persönlichkeit, zur freien geistigen Entfaltung. Er ist der Begründer des Arbeitsunterrichts. Anstelle der bis dahin angewandten mechanischen Methode, die in Frage und Antwortspiel bestand, stellte er die neue Idee: der Lehrer ist nicht mehr Pauker, nicht nur Wissensvermittler, sondern Führer und Helfer, und als solcher soll er den Schüler zum selbständigen Fragen, zum eigenen Denken und Lösen der Probleme erziehen. Daß diese Methode eine viel größere Anforderung an den Schüler stellt, empfanden wir selbst in Gaudigs eigenem Unterricht. Nur wenige konnten seinem Unterricht folgen, noch zu sehr an die alte Methode gewöhnt. Leider verließ Gaudig schon 1900 Halle, um das Lehrerinnenseminar in Leipzig zu übernehmen. Es war ein sehr großer Verlust für uns; denn wir verloren damit die modernste Ausbildung, die wir damals hätten haben können. Ich bin stolz, seine Schülerin gewesen zu sein.

Kurz nach Gaudigs Abgang verließ uns auch unser Smalian, dessen Nachfolger ihn leider nicht ersetzen konnte.

Der neue Direktor Professor Dammholz und besonders seine Frau hatten eine sehr schöne, menschliche Beziehung zu uns Seminaristinnen. Frau Dammholz lud ab und zu eine von uns zu sich. Mir schrieb sie ein sehr schönes, selbstverfaßtes Gedicht ins Album. Von den bisherigen Lehrern war Theodor Poppe wohl der, der das meiste menschliche Verständnis für uns hatte, ein beliebter und grundgütiger Lehrer. Ich erinnere mich einer kleinen Begebenheit aus seinem Unterricht. Er las ein Gedicht über den Tod eines deutschen Kaisers vor, ergriffen hörten wir zu.
Poppe feierlich, ernst:

„Und als der Tod ans Herze kam,
da tönt's auf einmal wundersam";

Poppe verwundert, erregt:

„Ja mein Fräulein, wo bleiben Sie denn so lange?"

Hellstes Gelächter der ganzen Klasse; denn während des Lesens hatte sich die Tür ganz leise geöffnet, und hinter seinem Rücken war eine verspätete

Kameradin eingetreten, die er nicht sehen konnte. Als er die Situation begriff, lachte er mit. Er hatte Verständnis für Jugend und Frohsinn, hatte er doch selbst ein halbes Dutzend Jungen.

Inzwischen waren wir Seminar II geworden, waren aber 32 geblieben, obwohl eine oder die andere Kameradin einem „Ruf" nach einer leichteren Stellung im Sondershäuser Seminar gefolgt war, wofür aber wieder zwei neue gekommen waren. So hatten wir in unserer Villa verbleiben müssen, in der wir uns eigentlich sehr wohl fühlten. Wo hätten wir sonst auch ungestört diskutieren können? Es war ja auch eine interessante Zeit. Fin de siècle und alle Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Dichtung und Kunst interessierten uns fast mehr als die Unterrichtsstunden; jung und hungrig nach Neuem und Neuestem waren wir. Vor allem interessierte uns die Philosophie Nietzsches und sein Zarathustra. Der Übermensch, das Weib, Gott wurde in den Pausen eifrigst diskutiert. Ganze Passagen daraus konnten wir auswendig. So standen wir oben bei schlechtem Wetter in den Vorräumen und diskutierten. Daran uninteressierte Neutrale standen derweil spionierend an den Fenstern und meldeten das Kommen der Lehrkräfte. Nun ging es husch husch auf die Plätze, und man war wieder die brave und fleißige Seminaristin. Gaudig hatte von unserer Klasse wiederholt gesagt, sie habe keinen Klassengeist. Aber wir waren eine lebendige und sehr lebendige Klasse. Und es war eine schöne und unbeschwerte, aber harmlose Zeit. Wir hatten kaum ein persönliches Leben. Von unsern männlichen Kommilitonen sahen wir so gut wie nichts. Der schwarze Weg war für sie während unserer Unterrichtszeit tabu. Nur wenn wir nachmittags zum Unterricht kamen, sahen wir seltsame jugendliche Gestalten mit langen Pfeifen in den Weg zum Waisenhausgarten einbiegen, der ihr Revier und uns verboten war. Wir fanden sie sehr komisch, wie sie sich selbst fühlten, haben wir nie erfahren.

Zwischen den Arbeitszeiten aber gab es auch heimatkundliche Ausflüge nach Giebichenstein, geographische ins Elstertal oder weiterhin nach dem Petersberg bei Lobejün, dem südlichsten Gletschergebiet der letzten Eiszeit. Noch unter Gaudig hatte uns ein mehrtägiger Ausflug in den südlichen Vorharz geführt zur romanischen Basilika von Gernrode, die unsere Kunstlehrerin Fräulein Scheibe uns nahebrachte, und eine Wanderung in das schöne Selketal nach Alexisbad. Am schönsten aber waren unsere Feste. Selbstgestaltet, wurde lange vorher daran gearbeitet. In den Klassenzeitungen zum Jahresschluß wurde offenbar, was an Witz, Geist, Phantasie und Kunst in uns steckte. Man dichtete, musizierte, spielte Theater. Ich spielte Clärchen im Egmont.

Wir waren inzwischen im Seminar I angekommen. In den Jahren vorher hatten wir uns mit der Geschichte der Pädagogik befaßt von Luther, Comenius, A. H. Francke, Rousseau, Pestalozzi, nebenbei bemerkt der Gründer des ersten Kinderdorfes, Salzmann, Fröbel, Schöpfer des ersten Kindergartens, Herder (non scholae sed vitae discimus), Ratke. Jetzt vom 5. Semester an erfolgte die praktische Ausbildung. — Gaudig hatten

wir verloren. — Inspektor Trebst setzte sich durch, leider, und mit ihm die Methode Herbarts, der ein pädagogischer Philosoph, aber eben leider auch ein philosophischer Pädagoge war. Seine fünf Formalstufen waren zwar nach psychologischen Gesichtspunkten aufgebaut, aber zu starrem Schematismus geworden.

Die praktische Pädagogik begann mit dem Hospitieren in Klassen der Höheren Mädchenschule und Bürgerschule. Dann durften wir Unterrichtsstunden und letztens fortlaufenden Unterricht geben. Die Lektionen mußten im voraus genau in Frage und Antwort nach den fünf Formalstufen ausgearbeitet, und jeder Stoff mußte nach ihnen behandelt werden: Vorbereitung, Darbietung, Verknüpfung, Zusammenfassung, Anwendung, und zwar genauestens ausgearbeitet in Frage und der zu erzielenden richtigen Antwort des Schülers, wobei es dem Geschick oder Ungeschick des Lehrers gelang oder mißlang, durch Hilfsfragen das erwartete Ergebnis zr erzielen.

In den letzten Monaten vor der Prüfung wuchs die Arbeitslast, kam doch zu den 36-40 Wochenstunden noch die Wiederholung des Stoffes von 3 Jahren und die Vorbereitungen für den fortlaufenden Unterricht hinzu. Manchen Kameradinnen wurde es fast zuviel. Nachts saßen sie am Schreibtisch, den Kopf voll Feuer, die Füße aber im kaltem Wasser, um nicht einzuschlafen. Die Anforderungen waren nach den neuesten Bestimmungen sehr gewachsen. So waren wir denn auch der letzte Kursus der dreijährigen Ausbildung, vom nächsten wurde sie auf vier Jahre erhöht.

Vor unserer Prüfung spürten auch wir etwas von dem neuen Wind, der in den preußischen Ministerien wehte. Unser letzter Religionslehrer Deutsch verkündete eines Tages: „Meine Damen, eine erfreuliche Nachricht: Sie dürfen den größten Teil der gelernten Sprüche wieder vergessen". Es war eine Verordnung herausgekommen, daß in der Prüfung nur noch circa 150 Sprüche parat sein müßten, mehrere Hundert durften wir vergessen. Sollten wir uns freuen oder ärgern?

Wichtiger aber war eine freudig begrüßte Änderung. Anstelle von Extemporalen wurden fremdsprachliche Aufsätze geschrieben. Dann kam das Examen. Der Provinzialschulrat Friese aus Magdeburg war Vorsitzender der Königlichen Prüfungskommission. Zu dieser gehörten außer unseren Lehrkräften der Direktor der Franckeschen Stiftungen Fries und der Direktor Dammholz. Die Prüfung fand in den Räumen der Latina statt. Sie dauerte eine Woche. Es wurde schriftlich und mündlich in allen Fächern geprüft; auf die Themen kann ich mich nicht mehr besinnen. Natürlich mußten wir auch eine „Musterlektion" abhalten. Es prüften die Lehrkräfte des Seminars. Nur ab und zu griff einer der hohen Herren ein. So prüfte mich Direktor Fries, bekannt als Spezialist in Geschichtszahlen. Trotz mehr als ein halbes Hundert Kreuz- und Querfragen konnte er mich nicht schlagen.

Es folgte die feierliche Entlassung in der Aula mit der Rede des Direktors Dammholz und die Übergabe der Lehrerinnenzeugnisse. Dann gratulierten Direktor und Lehrkörper den neuen Kollegen, und Seminar II hängte den strahlenden Lehrerinnen einen großen Lorbeerkranz um den Hals, eine

Sitte, die von den Abiturienten der Latina übernommen worden war. Vor dem roten Gebäude erwarteten uns die glücklichen Angehörigen und Freunde, und wir gingen so geschmückt den schwarzen Weg hinunter durchs große Tor. Leider wurden wir nicht, wie die Abiturienten, auf den Schultern hinunter getragen! Dann folgte noch in üblicher Weise das interne Abschiedsfest in der „Dölauer Heide".

Ich mußte diese Erinnerungen ganz aus dem Gedächtnis schreiben; denn alle benutzten Lehr- und andere Bücher und Hefte gingen 1945 verloren. Geblieben ist mir nur ein Album mit Abschiedsworten von Lehrern und Klassenkameradinnen. Auch jetzt nannten sich die Mehrzahl Sie. Wer keine dichterische Ader hatte, schrieb Worte der großen Menschheitserzieher, sonst aber formte man Wünsche und Gedanken in Verse.

Wir hatten keinen Klassengeist, vielleicht waren wir zu sehr Individualisten. Aber trotz allem waren die drei Jahre eine reiche, schöne Zeit. Sechzig Jahre sind vergangen. Wer mag noch am Leben sein? Ich selbst war 44 Jahre Lehrerin und war es gern. 1945 aber bat ich um Pensionierung von meinem Amt in der Weimarer Oberrealschule in Aufbauform als Klassenlehrerin von UII. Drei Staatsformen hatten mir genügt.

Hugo Gaudig, Schulreformer und Direktor des Höheren Lehrerinnen-Seminars der Franckeschen Stiftungen, hätte am 5. Dezember 1960 seinen 100. Geburtstag gefeiert. Er starb am 2. August 1923. Einen längeren Artikel brachte das Dezemberheft der „Berliner Schule".

Lehrerkollegium Oktober 1935

Vordere Reihe: Faltin †, Cleve †, Dorn †, Wensch †, Sellheim †.
Dahinter: Otto, Klanert †, Clausnitzer, Heiseler †, Requadt, Kranz †, Ebeling, Sander, Weise †.